

3. DER SCHWINDEL, EIN ZWEIFELHAFTER GENUSS

Ich will noch einmal präzisieren: *Schwindel, so befreiend er wirkt, ist doch stets mit der Angst seiner Überdrehung verbunden. Er führt physiologisch eine Gegenbewegung wider den tödlichen Stillstand (Ende des Tauschs) auf und kollabiert in der Ohnmacht (physisch wie psychisch) als Todesmimikry und -abwehr. Energetisch betrachtet, zirkuliert die Energie in einem Kreislauf psychophysischer Wechselwirkung – zwischen Stillstand (Angststarre) bei gleichzeitiger imaginierter Auswegsuche (diesem sich ins Todesgefahr abspulenden imaginierten „Film“) und motorischer Flucht.*

Es muss also das Täuschungsphantasma gewährleistet sein, dass jeder Tausch die Äquivalenz beglaubigt sowie kreditiert und zugleich – in Nicht-äquivalenz – die Wechselwirkung im Tausch unendlich aufschiebt, also das Erfüllungsversprechen verweigert. Erst eine dynamische Betrachtung der Rückkopplungen macht es möglich, aus diesem Paradoxon der äquivalenten Nichtäquivalenz eine prozessuale Ökonomie zu erarbeiten.

So erschließt sich neben dem psychophysischen ein sozialer und schließlich ein dinglicher (medientechnischer) Tausch als Normativitätsfolge der sozialen, zunächst instabilen Tauschbeziehungen. Man darf sagen, dass es sich um wechselwirkende Codierungen und Diskursformen handelt – nothafte Verschiebungen der fundierenden Schwindelbewegung auf orientierende Stabilisierung hin. Das Psychophysische, das Soziale und das Ökonomische vermitteln sich im Mediendingort Karussell.

In einer Zeit, in der man die Rückkopplung psychophysischer Systeme zu erkennen beginnt (die elektromagnetische Induktion wird 1820 entdeckt), werden die einzelnen Parameter der verketteten äußeren und inneren Kreisläufe befragt, bis sie in der Obhut der Psychoanalyse eine kontraindiktive Funktion erfahren. Der energetische Strom wird steuerbar. Die billige Motorik des Karussells sowie der Anspruch der psychisch erlebten Sozietät (der Sinne und des Sozios) können am Karussell abgelesen werden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden die Fortschritte wissenschaftlicher Erkenntnis von Schopenhauer und Nietzsche unter dem Aspekt der Scheinhaftigkeit von Wahrnehmung philosophisch befragt, um eine aktualisierte Formel für Wirklichkeitserkenntnis auszuarbeiten. Im Zuge wissenschaftlicher Erfolge in Psychik und Physik menschlicher Sinnesauf-fassung thematisiert vor allem eine deutsche Psychologie immer präziser die

Differenz von Organleistung und zerebraler Rückkopplung, sprich Interpretation injizierter Reizimpulse. Die Sinnesphysiologie war verhältnismäßig leicht mit instrumentellen Apparaturen zu ermitteln. Schwierig und nicht direkt in den Bereich der Physiologen fallend war die daraus abgeleitete subjektive Sinn- bzw. Gestaltbildung – also *das Sich-Hinwegtäuschen über die psychophysische Differenz im und als Bewusstsein*. Im Zuge der Arbeitsteilung versuchten die Psychophysiker, sich mit zwei differierenden Phänomenen auseinanderzusetzen. Das eine war analytisch, physisch und anatomisch, das andere ästhetisch, phantasievoll und leibhaft. Im Verlauf der Instrumentalisierung empirischer Forschung – vor allem an Ton- und Bildgestalten – wollte man sich den synthetisierenden Leistungen wissenschaftlich annähern, in denen Individualität ihre relativen Freiheiten vergesellschaftet und in Wirklichkeiten bannet. Der fundierende Gedanke der „Übersummenhaftigkeit“, den Christian Freiherr von Ehrenfels 1890 ins Spiel brachte, krankte schlicht an dem Umstand, dass bei gleichen Reizen nicht immer gleiche „Sinneinheiten“, d.h. „Gestaltqualitäten“ konditioniert wurden und schwer zu ermitteln war, welche Gestalten unmittelbar der Affektion der Sinne und welche der kontextuellen Interpretation zuzurechnen waren. Das „*Mehr als*“ der Summe seiner Teile – so die Definition von „Gestalt“ – konnte nämlich quasi als innere Reizrückkopplung verstanden werden. Damit aber war die Kette Reiz-Reaktion zirkulär: sie oszilliert. Erst Wertheimer hat 1912 das Intervall zwischen Reiz und Interpretation in Bezug auf die Wahrnehmung von Bewegung – das phi-Phänomen – verifiziert. Der ästhetisch zugängliche Paradeball waren zunächst Vexierbilder, die unter *einer* Gestalt *zwei* Bedeutungen verbargen. Der „Becher von Rubin“, mit den beiden Gesichtsprofilen, die im Negativ einen Pokal bilden, ist wohl das bekannteste, schon von Goethe thematisierte Beispiel. Zudem behauptete das Weber-Fechner-Gesetz eine Relativität die besagt, dass bei Wiederholung oder Übung Reizempfindlichkeiten ab- und zunehmen können. Und nicht nur das: Carl Stumpf untersuchte Tongestalten und stellte fest, dass – ähnlich wie beim Lesen – die Differenzwerte bzw. Nachbarschaften der Töne eine Rolle spielen. Damit war der Urteilswert von Wahrheit nur noch *situativ*, d.h. dann später: „*struktural*“ zu ermesen. Die Vor- und Nachbilder, die Vororientierung und die Vorurteile, das Vorbewusste, Unterbewusste und Unbewusste der Prozessualität drängte sich allmählich in den Vordergrund, mit der üblichen Verlegenheit, dass man nun statuieren musste, wie weit solche „Vor-Fälle“ eigentlich in die Gegenwart hineinreichen sollen. Statt stehender Bilder und Ereignisse rückten spätestens seit Wertheimer Verläufe,

Tendenzen und statistische Wahrscheinlichkeiten in die Psychologie ein. Um 1900 relativierte sich phänomenologisch die Trennung von Bewusstsein und Inhalt in Husserls Idee der Intentionalität, was schlicht besagt, dass Aufmerksamkeit nicht an sich, sondern nur im Verhältnis zur Gestalt, d.h. zum Bewusstseinsinhalt messbar ist. Aus dem *Phantasma* der konstitutiven Selbsttäuschung wurde das *Phänomen* destilliert. Immer dann aber, wenn Qualitäten (Intensitäten) messbar werden sollen, wird die Sache in die Philosophie abgeschoben, vornehmlich in den Bereich der Ästhetik. Wittgensteins *Philosophische Untersuchungen* sind ein Nachgang dieser Entwicklung.

Die Objektivität des Subjekts schien somit zwar messbar, nicht aber normierbar in ihrer Vergesellschaftung zu liegen und ein Problem von Kultur- wenn nicht gar Neurowissenschaften zu sein. Damit isoliert sich Wissenschaft zugleich als positiv, ja positivistisch (von Mach bis Popper), Geisteswissenschaft als negativ, deutungsfundiert.

Die Phänomenologie ist also viel weniger der Rückgriff auf eine alte rationale Bestimmung des Abendlandes als das sehr spürbare und angepaßte Verzeichnis des großen Bruchs, der sich in der modernen *episteme* an der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert vollzogen hat. Wenn sie sich mit etwas auseinandersetzt, dann mit der Entdeckung des Lebens, der Arbeit und der Sprache, aber auch mit jener neuen Gestalt, die unter dem Namen des Menschen vor weniger als zweihundert Jahre aufgetaucht ist; mit der Fragestellung nach der Seinsweise des Menschen und nach seinem Verhältnis zum Ungedachten.³²

Foucault nennt Ethnologie, Soziologie und Psychoanalyse als Kandidaten für die Diagnostik des Scheinbildes „Mensch“, die sich der Frage widmen, was hinter den Phänomenen steckt, wenn das alte binäre Schema der Repräsentation zusammenbricht. Und das passiert schon, wenn Medienmaschinen jeweils nur das Gehör oder das Auge affizieren und die wechselseitige Koordination der Sinne in Verwirrung bringen. Unter der Ägide des Strukturalismus wird dann vor allem Wert auf die Funktion der Brüche, Spalten, Faltungen gelegt, also auf die medialen Schaltungen. Und hier endlich sind wir bei den Rückkopplungen, den Oszillationen, also bei einem Verhältnis von Geschwindigkeit und Beschleunigung der Reizaufnahme, also bei Tausch, Schwindel und Täuschung, bei einem „negativen Wissen“, das im Tremor der Reproduktionsmaschinen wie im Syndrom des Neurotikers kreist und die Oszillation zu steuern versucht. Dass bei allfällig pathologischen Sinndeformationen, sprich psychiatrischen Erkrankungen ohne Organbefall eine

³² Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt a. M. 1978, S. 392f.

Störung zwischen den gesellschaftlichen Codierungen und den individuellen Abweichungen von Sinn- und Gestaltbildung sich eben diesen sinnendifferentiellen Widersprüchen verdankt, hat nicht zuletzt zum Erfolg der psychoanalytischen Methoden beigetragen, die das Problem der Unübersetzbarkeit von Blick, Stimme und Imagination konkretisierte, gerade weil zu jener Zeit mediale Apparate (und nicht zuletzt Schrift) das Gegenteil bewiesen. Die Verwerfung im Vernunftprofil philosophischer Erkenntnis seit Platon hat schon Descartes registriert: „Na großartig! Als ob ich nicht ein Mensch wäre, der gewöhnlich nachts schläft, und dem in Träumen dasselbe widerfährt wie jenen wachenden Geisteskranken, oder zuweilen sogar noch weniger Wahrscheinliches!“³³ Was kann man anderes daraus folgern, als dass der sichere Pfad des Wissens nur über eine (kantisch) begrenzte Vernunft verläuft, in der die Sinne sich als kohärent übersetzbar weisen? Nun heißt Wissenschaft im modernen Sinne mindestens seit Hertz, Planck und Einstein, in Rückkopplungen, Schaltkreisen und Relativitäten zu denken. Nicht mehr *Übersetzungen*, sondern *Übertragungen* kommen in Mode.

Innerhalb dieser Großorientierung spielt der Schwindel eine zweifache Rolle. Erstens kann die Normallage von Gleichgewicht, Reizauffassung, Wiederholung und Frequenz ab dem 19. Jahrhundert rein physikalisch getestet und gemessen werden. Dazu dienten u.a. Schwindelstühle und -experimente, wie sie Rebekka Ladewig in ihrer Arbeit versammelt hat und die nichts anderes sind als Variationen des Karussells, die dann später als Kirkesmaschinen attrahieren.³⁴ Zweitens war semantisch die Frage des Schwindelns – der Verführung von Wahrheitsaussagen und -handlungen – nun auch eine Frage der Aufmerksamkeit, der Reizverteilung, -blendung oder des Gedächtnistrainings, also der Fokussierung auf Kontextualität oder Umwelt geworden. Jene Techniken schoben sich in den Vordergrund, die die Prädispositionen und Erwartungs- und Erfüllungsbegehren zu isolieren verstanden. Die Konstruktionen waren nach Art der Organmembranen zu formen. Mit der Konstruktion und der Vermessung der Membranen selbst war nicht anderes als die Untersuchung der Sphäre der Vermittlung in den Fokus der Wissenschaftler und ihrer philosophischen Reflexion über die Funktion von Wissen in der Gesellschaft geraten.

Es zeigt sich auf der Objektseite schnell, dass die Instrumente zur Messung der Sinnesleistungen, wie sie anfangs des 19. Jahrhunderts von Psy-

³³ René Descartes: *Meditationes de prima philosophia*. Hamburg 2008, S. 35.

³⁴ Ladewig: *Schwindel*, S. 169.

chophysikern ersonnen werden, sich gleichzeitig als Massenmedien zur Destabilisierung der normierten Wirklichkeitsauffassung umformen lassen. Der Schwindel wird in allerlei Kirmesmaschinen und insbesondere Bewegtbildmedien skalierbar und kapitalisierbar gemacht. Nun geht es nicht mehr nur um eine historische Dynamik, sondern um ein individuelles Trainingsprogramm des Körpers, der den neuen Medien gegenüber in Rückstand zu fallen droht. Es geht um eine Geschichte der Aufmerksamkeit und der Plötzlichkeiten. Das Dilemma des Schwindels beginnt damit, dass sich die Motorik der Maschine – wie die des Warentauschs – gegen die Sinnesleistung in ein Konkurrenzverhältnis setzen kann. Das Konkurrenzverhältnis wird dort zum Duell, wo man nicht gleichzeitig Form und Medium in den Blick nehmen kann, so sehr man die Organe auch beansprucht. „Wille“ – bei Schopenhauer, „Begehren“ – bei Freud ist nicht mit der biologischen Triebstruktur zu verwechseln. Die Erfüllungsdimension einer Erwartung ist zirkular an die artifizielle Herstellung von *Erwartung*, d.h. Abständigkeit und gerade nicht an Präsenz gekoppelt. Diese Abständigkeit aber soll aus ökonomischen Gründen wegtrainiert, inkorporiert werden, kehrt aber fallweise als Syndrom wieder zurück, statt im gesellschaftlichen Vertrauen – als Täuschung über die Verlässlichkeit der Zukunft – eine Stütze zu finden. Vertrauen wird durch technische Kompetenz ersetzt und medial „präsentifiziert“.

Statt den Intellekt zu schulen, wird das Training der Sinne (und der Körper im Sport) zur Freizeitbeschäftigung und entweicht den psychophysischen Laboren, den Krankenhäusern und sogar den paramilitärischen Sportkämpfen, die noch vom olympischen Frieden träumen. Die zeitweilige Destabilisierung, die früher im Fest und Rausch periodisch auftrat, wird disponibel, in die gesellschaftliche Ökonomie als Programm integrierbar. Die Disponibilität läuft nicht mehr unter dem Etikett „Arbeit“ und nicht unter dem der „Muße“, sondern unter dem der Freizeit- und Ereignisgestaltung. So wirkt, was früher verfemt war, der Rausch – die Verausgabung – in seiner Mikroökonomie stabilisierend, wenn nicht im engeren ökonomischen Sinne kreditierend. Man hält sich nicht mehr an antike Saturnalien, dionysische und olympische Spiele, Karneval oder die Kirchweihfeste, die im Tanz noch körpermotorisch zyklisch organisiert sind, sondern feiert den schwindelnden Rausch des Warentauschs in der Mikrostruktur der Zeichen. Man will in guter Form sein, wenn das nächste Realisierungsversprechen sich nähert. Nicht die Erlösung, sondern die Herstellung von Wünschen wird zur eigentlichen distributiven Aufgabe der Tauschgesellschaft. Ihre reale Erfüllung wird im virtuellen Bereich der Medien zwischengeparkt.

Kommunikationsmedien haben ihre illudierende Qualität. Sie sind nicht wie das Geld oder die Zahl Negate, reine Skansionen oder Differenz. Äpfel, in die man reinbeißen kann, generieren sie aber auch nicht. Sie machen vielmehr Untauschbares – nämlich Vorstellungen, Wünsche, Erwartungen, also Zukünfte und Utopisches – in medialer Realität darstellbar und reproduzierbar. Der Tausch geschieht hier nicht mit der Erwartung eines wechselseitigen Gewinns, sondern in der Akzeptanz einer Struktur der Täuschung, eines Schwindels, der aber von ästhetischer Artistik ist: Abschaffung der Widerständigkeit der Realität als Lustmoment. Statt des Besitzes als Dauerform wird nun das Syndrom der Besessenheit zum Dauerstatus. Möglicherweise ist Kunst, so Nietzsche, das Refugium, in der diese Wahrheit über den Schwindel ihren stilisierten Ausdruck findet: „Kunst behandelt also den *Schein als Schein*, will also gerade *nicht* täuschen, *ist wahr*.“³⁵

Das Potential für Verwirrungen und Missverständnisse in dieser Zeit der Umwertung der Werte, der Aufmerksamkeit für das, was der Aufmerksamkeit entgeht – inklusive der reproduzierbaren Rettung des Entgangenen – ist groß. Es ist vielleicht angebracht, einige historische Verschiebungen in den Begriffen „Schwindel“, „Lüge“, „Wahrheit“, „Wert“, „Bedeutung“, „Interpretation“, „Täuschung“ zu thematisieren, damit der Schwindel nicht seinerseits zu einer ewigen Wahrheit degeneriert. Es ist notwendig, auf den Schein, auf den Kontext, auf das Umfeld und die Szene einen Blick zu richten, denn der Schwindel ist gleichsam nur der Skalar der Tauschfrequenzen und -intensitäten.

Robert Pfaller hat darauf hingewiesen, dass das Begehren eines Wunsches über eine *Abwehr der Realisierung* delegiert werden kann. Das ist bei den meisten medialen Darstellungen derart der Fall, da sie szenografisch und kuratorisch *ihr eigenes Genießen an den Genuss der Bestätigung eines Anderen koppeln*. Man darf sich meine Situation – fotografierend vor dem Karussell – vorstellen: Mache ich das Foto nicht in der Gewissheit, dass sich in der Membran der Fotografie weder die Wirklichkeit noch die Imagination abbildet, sondern die kreisende Bewegung um den Kern der Lust? Ist jedes Bild nicht aus diesem Grunde pornografisch? Es rettet, ohne widerständig zu sein. Der Beobachter eines Theaterstücks etwa genießt *Erfüllung*, gerade weil er *nicht* die Stelle des Schauspielers einnimmt. Man kann, so Pfaller, Lustgewinn aus der *Delegation der Lust* ziehen. Pfaller setzt den Begriff der *Interpas-*

³⁵ Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente 1880-1882*. In: *Sämtliche Werke*, Bd. 9, S. 632.

sivität dem der Interaktivität gegenüber – nicht ausschließend, sondern als ökonomischen Verbund. „Es gibt eine Flucht vor dem Genießen, das durch Delegation getarnt ist.“³⁶ Wir werden in der Parabel Kafkas AUF DER GALERIE dieser Interpassivität begegnen, die alles ausblendet, was als entbehrungsreiche Schauspielerarbeit notwendig ist, damit ein Stück mühelos auf die Bühne kommt. Es bleibt in Kulisse, ohne mit der Realität allzu sehr zu kollidieren. Die Verkenntung treibt jenen Anteil des Wunsches an, der in der Abwehr opfergetränkter Realisierung und Materialisierung liegt, während die Delegation des Opfers im Anderen als *Lust der Entlastung* sich realisiert. Es ist ein Moment der Genugtuung, wenn der Fotoapparat für mich sieht und der Dienstbote sich mit meiner Arbeit seinen Lohn verschafft. Die Pointe der Interpassivität liegt nicht im narzisstischen Genuss medialer Darstellungen, sondern im Genuss, sich selbst nicht dem Zwang des Genießens hingeben zu müssen – nicht *Objekt des Genießens* zu werden – und vor allem, diesen Schwindel nicht so durchschauen zu müssen, das in ihm Begehren der Erfüllung und Verdinglichung zusammenfallen. Pfallers an Lacans Psychoanalyse geschulte Argumentation schreibt diese Selbsttäuschung in das Zentrum seiner Lustökonomie ein:

Die Phänomene der Zwangsneurose liefern also einen Beweis für die zunächst paradox erscheinene Annahme, dass es möglich ist, Genüsse zu empfinden, ohne es selbst zu bemerken. Nicht nur die sogenannten „äußeren Sinne“, die uns Empfindungen der Außenwelt vermitteln, können allen denkbaren Täuschungen erliegen. Auch der „inwendige Sinn“, aufgrund dessen wir unsere Empfindungen und Gedanken als lustvoll oder unlustvoll wahrnehmen, ist solchen Verkennungen ausgesetzt.³⁷

In Rücksicht auf den zweifelhaften, sogar delegierbaren Genuss von Realisierung ist der Schwindel keine Lüge. Während die Wahrheit den Schwindel einer statischen Aussage vertritt (es gibt immer nur eine Wahrheit), ist der Schwindel die Wahrheit über statische Geltungsbehauptung. Ist Wahrheit aber dynamisch und rekursiv verfasst, wird sie zur empirisch gesicherten und epigrammatisch darstellbaren Wirklichkeit, von denen es bekanntlich immer mehrere gibt und über deren Geltung und Gestaltung man sich verständigen muss. Der Schwindel ist der Aufstand gegenüber einer notwendig begrenzten Wirklichkeitsauffassung, die Nietzsche „moralisch“ nennt. Das Moralische vertritt ein stabiles Wertesystem, zu dem auch das Unmoralische,

³⁶ Robert Pfaller: *Ästhetik der Interpassivität*. Hamburg 2008, S. 82.

³⁷ Ebd., S. 84.

also die Lüge gehört. Zwischen Wahrheit und Lüge – oder wie es aussagenlogisch heißt – „wahr“ und „falsch“ gibt es kein „ungefähr“. Die Lüge ist das Komplement der Wahrheit. Die Lüge ist kein Parameter des Schwindels. Unterstellt man Nietzsche hinsichtlich seiner auch an Schopenhauer adressierten „Umwertung“ eine an den psychophysischen Erkenntnissen geschulte Einsicht, darf man „Lüge“ durch „konstitutiven Schwindel“, „Moral“ durch „Diskurs“ oder „Interpretationssystem“ ersetzen. Statt „wahr“ und „falsch“, diesen logisch exakten Determinanten, dominieren in den kontextsensitiven Untersuchungen der Psychophysiker Funktionen und Relationen, die in mathematischen Kegelschnitten figurieren. An den literarischen Szenen, die sich der Betrachtung und Beobachtung des Karussells widmen, wird das leicht abzulesen sein. Wir gehen im zweiten Teil der Arbeit darauf ein. Für uns ist dann das Karussell zunächst ein solcher Ort, an dem sich ein bestimmter Diskurs der Ökonomie von Motorik und Sensorik exzentrisch stabilisiert, und zwar nach Maßgabe des Widerstandes gegen die Verdinglichung als Erfüllung. Hier lanciert sich der Gegensatz zwischen Spiel und Tod. Zwischen Ding und Mensch konstituiert sich ein eigener exzentrischer Kreislauf, der zugleich subjektiv wie gesellschaftlich variiert. In diesem Verhältnis steht der Drehimpuls des Karussells zwischen der religiösen Verzückung (der Aufhebung von Realität in der Vorstellung eines Jenseits der Befriedigung) und der dinghaften Tauschbefriedigung (dem Warenhaus). Und ich stehe mit meiner Kamera fotografierend davor und versuche, die Abwehr des Besitzes noch einmal abgewehrt in Besitz zu bringen. Beobachtung geht nicht ohne Distanz, Distanzierung aber nicht ohne Freiraum.

Nehmen wir ein klassisches Paradoxon: Alle Kreter sind Lügner. Der Kreter sagt: „Ich spreche die Wahrheit“. Aus diesem Paradox kommt man nur heraus, wenn man die Allaussage, den *Aussagevorgang*, vom semantischen *Wert* trennt, d.h., wenn man die Synchronie von Sprechen und Meinen diachron aufschlüsselt, also feststellt, ob das Subjekt, das aussagt, auf Dauer lügt oder situativ die Wahrheit sagt. Wenn aber die Trennung von Disposition und Situation erfolgt, kann man jeweils tabellarisch einen Wahrheits- oder Falsifikationswert feststellen. Sollte jedoch Aussagender und Aussage synchron erfasst werden, führt das Paradoxon der Präsentifikation – in Analogie zum Vexierbild – in einen Abgrund der Nichtentscheidbarkeit. Und hier greift eine Logik des Schwindels an: Sie überlässt es im gegebenen Fall einem spontanen Urteil, die Wertung durchzuführen oder zu verweigern. Aber wie soll man sich entscheiden, wenn nicht vor dem Hintergrund, dass die Situation, also der gegebene Fall, in dem alle Kreter lügen, die Ent-

scheidung verlangt, ob dieser selbst performativ oder semantisch verstanden werden soll? Der Schwindel ist dann der *Experimentalzeitraum*, in dem der Wahrheitswert *nacheinander* durchgetestet wird und sich zu einem chronotopologischen Wirklichkeitswert verfestigt und den gordischen Knoten zerschlägt. Der Schwindel ist nämlich nur dann gegeben, wenn es *in actu* eine *Möglichkeit* gibt, die sich gegenüber einer anderen realisieren *kann*. Diese Möglichkeit ist die (temporäre) In-Szene-Setzung eines Spiels. Die Wahrheit des Paradoxons ist in diesem Fall die (chronotopologische) Entzerrung von Vorannahme (alle Kreter lügen) und Realisierungsbehauptung (der Kreter sagt: „Ich spreche wahr“). Diese Wahrheit aber wäre *nicht logisch*, sondern *empirisch* gewonnen und bezieht die Vorverständigung und Vororientierung mit ein („Gesetzt den Fall, dass ...“).

Der Schwindel sei also jener *Zeitraum*, der, anders als die Lüge, nicht dialektisch ausgegrenzt wird, sondern *in der Schwebel* gehalten werden kann, und zwar in einer Schwebel, in der die Entscheidungen (Determination eines Isolats der Wahrheit) über eine Verzeitlichung der Aussagewerte (Narrationen) hinweg *provisorische* Geltung erlangen. In der Regel ist dieser Experimentalraum also ein Spielraum, der die Realerfüllung als Lust aufschiebt. Denn mit den Realien ist das Gesetz als Widerstand etabliert – *Wirklichkeit wird als Widerstand definiert*. Dass zum Spiel gerade gehört, dass ein Raum geschaffen wird, der aus der Zeit fällt, also die Realitätsmächte für eine Weile aufhält, ist nur evident. Genau dieses Spiel ist das der Behauptung des Wissens: Sein Geltungsbereich ist stets von der Möglichkeit suspendiert, dass es in einigen Jahren ein genaueres, vielleicht sogar ein anderes Wissen geben wird. Wenn man will, bezeugt der Schwindel die Dynamik einer jeden Wirklichkeitsauffassung, Wissen jedoch erschwandelt sich eine statische, klärt sich aber redlicherweise über den provisorischen Charakter selbst auf, sofern es sich in eine Genese einbettet. Wie man so schön sagt: Der Schwindel schwandelt sich so durch – und wenn er motorisch oder in den Händen eines guten Zauberkünstlers artistisch ausgeführt wird, schenkt er allen das Gefühl einer Befreiung vom Phantasma der Wahrheit, der Logik, indem er Effekte generiert, die jeder Erwartung widersprechen.

Der Schwindel ist, wie Nietzsche behauptet, das *Jenseits von Gut und Böse*. Der Schwindel überfordert die Sinne, trainiert sie aber zugleich. Er lässt die Chance zu, ihn zu durchschauen. Man darf akzeptieren, beschwindelt worden zu sein, weil man sich entweder überzogenen Erwartungen hingegen oder nachlässiger Aufmerksamkeit schuldig gemacht hat. Der Schwindel

gleicht einem Austausch, einem Wettkampf, einem Agon. Er schafft eine Situation der Herausforderung, die uns einlädt und bei der wir nicht wissen, welche Affekte welche Realitätseffekte hervorrufen; so wie der Zauberer von der eigentlichen Handlung durch eine Nebenhandlung ablenkt, und die Sinne desjenigen irritiert, der bezaubert dem Schwinden der Sinne vertraut und in diesem befreienden, exzentrischen Taumel des Scheins aufgeht. Man kann den Schwindel genießen, aus ihm neue Orientierung gewinnen. Der Schwindel ist ein Fest, ein Rausch, eine Aufhebung der moralischen Werte, eine Verausgabung und eine Wahrheit über die Macht von Wahrheit. Aber: jede Verausgabung ist begrenzt, jede Lust einer Ökonomie unterworfen – und der Schwindel, so sagen die Psychophysiker, kann einem aggressiven Rausch gleichen. Im 19. Jahrhundert wird also zunächst der physische, dann der psychische Schwindel messbar gemacht. Der Trug wird verhandelbar, kalkulierbar und innerhalb des ökonomischen Kapitalsystems instrumentalisiert: Vorstellungen, Illusionen, Zaubereien werden elektrifiziert und münden in jene letzte universelle Illusion, die mechanisch am Ende des 19. Jahrhunderts den Schwindel zur lebendigen, reproduzierbaren Wirklichkeit erklärt: das Kino.

Anders als in der Lüge hat der strategische Schwindel einen unerwarteten Effekt, bei dem applaudiert werden kann – die Artistik, die Geschwindigkeit der Darstellungen. Der Wettkampf der Sinne will im Einverständnis einer Erwartung inszeniert sein. *Aktiv*: Ich bin bereit, auf einem der Karussellpferdchen meine Sinne der Täuschung auszusetzen. Die Welt ist nicht mehr statisch. Die Täuschungen über die Wirklichkeit erweisen sich als sensomotorisch austauschbar. *Passiv*: Meine Erwartungen können durch überraschende Effekte noch übertroffen werden. Das schafft etwa die Magie eines Zaubertricks. Durch die Erhöhung der Drehgeschwindigkeit wird etwas sichtbar, was vorher im Verborgenen lag. Der Schwindeleffekt der Bilder im Kino: 24 schnell projizierte Einzelbilder verschmelzen zu einem stroboskopartigen Scheinbild. Hier lasse ich mich gerne beschwindeln, denn dieser Schwindel unterliegt einem physiologischen Gesetz. Der Schwindel problematisiert keine Moral (wie die Lüge), sondern eine Frage der Regeln und des Einverständnisses in einen Kreislauf von Wirklichkeitskonstruktion. Der Schwindel negiert nicht Wertebeziehungen, er akzeptiert sie als jederzeit dynamische Korrelationen von psycho-physischen Tauschhandlungen.

Das Karussell ist ein Spielzeug für Kinder, das eine dritte Bedeutung des Schwindels enthüllt: den des Stillstands, der Hoffnung auf statische Wahr-

heit. Diese Bedeutungsebene, die vor allem Kierkegaard in *DER BEGRIFF ANGST* ausgelegt hat, tritt dem Schwindel mit einem Imperativ, einem Befehl nach Stillstand entgegen, wohl wissend, dass man sich einer Flut von Widerständen aussetzt, aber auch im Wissen darum, dass es die Fiktion dieser Hoffnung, dieses Ursprungs, dieser Gottesstimme geben muss, dass es diese Erbsünde – so Kierkegaards theologische Terminologie – geben muss – wider alle Verzweiflung, dass das Leben am Stillstand selbst seinen Tod finden wird. Ob man sich – populistisch aufgefasst – der Askese hingibt, um als Säulenheiliger das Leben zu schonen, oder ob man es in vollem Rausch intensiv genießt, bleibt für die Frage der Annäherung oder Flucht an den Tod unentschieden. Statt diesem Duell sich auszusetzen, ist es angebracht, die dritte Bedeutung des Schwindels als halluzinierten Versuch rettender Stillstellung eines Medienaufschubs zu verwalten, dem Körper das zu geben, was er verlangt, und ihn im schwindelnden Karussell wenigstens für einen kurzen Traum lang der Erdschwere zu entziehen. Zwischen Sendung und Empfang schiebt sich die Archivierung, das sich rettende Ereignis ein. Doch vor der Ohnmacht wird Halt gemacht: Die Chance des kleinen Todes bleibt aus. Es genügt die Näherung. Es genügt, dass ich auf dem Pferdchen der Ritter bin und gewiss mich selber finde, wenn das Karussell seine Runden vollender hat.

Denn es ist die *Wiederholbarkeit*, die der Annäherung an den Tod ein Spiel entgegensetzt: „Wenn die Wiederholung das Innerste des Willens betrifft, so deshalb, weil sich dem Naturgesetz zufolge alles um den Willen herum *ändert*. Gemäß dem Naturgesetz ist die Wiederholung unmöglich.“³⁸ Die Wiederholung gehört als Maskierung des Todestriebs nicht der Ökonomie von Repräsentation und Äquivalenz an, sondern der des Schwindels und der Täuschung. Das Karussell, täuscht über den unaufhaltsamen Fortschritt hinweg, indem es durch seine naiv-nostalgische Erscheinung einer *belle époque* geprägt ist. Ob das Spiel Zeit stiehlt oder Lust gibt, ist eine Alternative nur vor dem Hintergrund einer Äquivalenz von Arbeit und gerechtem Lohn. An Kirmesattraktionen gleitet jede Moral der *nützlichen* Zeit ab – solange sie nicht als Training und Übung für eine höhere Arbeit, oder als gewährte Pause für eine intensivierete Aufmerksamkeit zweckgebunden wird.

Allen drei Varianten des Schwindels – *Täuschung*, *Drehschwindel*, *Stillstand* – können Szenen zugeordnet werden. Die Szene ist eine Handlungs- oder

³⁸ Gilles Deleuze: *Differenz und Wiederholung*. München 2007, S. 21.

Tauscheinheit, deren Diskretionen oft willkürlich sind. Sie ist nicht immer scharf abgrenzbar wie im klassischen Theater: Auftritt – Abgang. Eher ist sie wie im Boulevardstück die knotenhafte Verstrickung sich überschneidender Verkennungen, Täuschungen, Missverständnisse. Lassen wir uns auf eine bestimmte Erwartung ein, wie sie jeder Schwindler erzeugt: Der Zauberkünstler, der Taschenspieler ist schneller als mein Blick. Zu Recht liegt der Gewinn auf seiner Seite. Aber auch ein Gewinn fällt für mich ab: In Zukunft bereite ich mich vor, sehe genauer hin, trainiere meine Affekte und Reflexe, d.h., ich bediene mich der Medien- und Kirmesmaschinen wettkampfmäßig, ich wiederhole die Aktionen, bis ich den Schwindel durchschaue. Die Wiederholung ist nun aber wieder Bewegung im Stillstand, die Kulisse für eine neue Herausforderung – aber auch der Zauberkünstler schläft nicht ...

Als Spielzeug für Kinder lässt das Karussell alle drei Arten des Schwindels in einem Tauschgeschehen zirkulieren: Mit seiner bunten Bemalung und den attraktiven Fahrgeräten, der Musik und dem Lichtspiel weckt es eine Erwartung. Es erzeugt, bedächtig und diszipliniert, einen leichten Schwindel. Das Karussell lädt Kinder zu einem Rollenspiel ein, in dem die Gefährte die Kulissen sind, und Erwachsene werden wieder zu Kindern. Nach erfolgter Reise auf dem Karussell erwacht das Bedürfnis, noch einmal der Erden schwere zu entfliehen, eine Steigerung zu erfahren und den Taumel zu durchstehen. Denn die falschen Wiederholungen verändern die Sensibilitäten, die richtigen sichern Gewohnheiten. Der aggressive Charakter ist hinterhältig.

Wenn man in kindlicher Welt unterwegs ist, genügen Bedeutungserklärungen nicht, um Sachverhalte darzulegen. Man bedient sich, wie jedes Karussell, einer werbenden, Erwartung weckenden Inszenierungsstrategie. Man erzählt Geschichten, um das Kind nicht mit seiner Unerfahrenheit zu konfrontieren. Man schwindelt ihm provisorische Erklärungen vor – Metaphern der Unbegrifflichkeit. Die moralische Etappe dieser Tour ist zweifellos die des Märchens oder der Fabel, die in stetiger Wiederholung die Konventionen, die akzeptierten Vorstellungen und sittlichen Handlungen an unsittlichen demonstrieren. Das Märchen befiehlt nicht, es erschwindelt die Aufmerksamkeit durch ein Programm bedächtigen Vorlesens. Es verwandelt Affekte in intendierte Effekte.